

Ludwig Palirsch's literarischer Nachlaß, herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Erstes Bändchen 208 Seiten. Zweites Bändchen 236 Seiten. 8. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerold. 1840.

Schon das „Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur“ (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833. 2. Band, Seite 323) enthielt am Schlusse eines Artikels über den 1832 zu Verona im 30. Lebensjahre verstorbenen österreichischen Dichter Ludwig Palirsch die Anzeige, daß der Vater desselben die Absicht habe, den literarischen Nachlaß seines Sohnes herauszugeben. In dessen verzögerte sich diese Herausgabe 5 Jahre lang, bis im Jahre 1838 der Vater Dr. Thomas Palirsch, der hauptsächlich als Mitredacteur der von ihm und Schultes gegründeten „Annalen der österreichischen Literatur“ sich einen Namen gewonnen hat, dieselbe dem rühmlichst bekannten Dichter J. G. Seidl anvertraute, der als ein Jugendfreund des Verstorbenen sich wohl mehr, als jeder Andere, dazu eignete, wie auch die von ihm mit eben so viel Liebe, als Wahrheit über Ludwig Palirsch gegebenen biographischen Andeutungen beweisen. In diesen Andeutungen, welche die vorliegende Sammlung einleiten, heißt es Band 1, Seite 35: „Palirsch hatte Selbstkenntniß und Bescheidenheit genug, um einzusehen, wie weit er noch von dem ihm vorschwebenden Ziele entfernt war; ja es machte ihm in seinem öfteren Trübsinn die bittersten Stunden, daß er an seinen Kräften verzweifelte, dieses Ziel zu erreichen.“ Diese Verzweiflung spricht sich öfters, wie in seinen früheren Werken, so auch in diesem literarischen Nachlaß, z. B. Band 1, Seite 132 in dem Gedichte, „Trennung von der Muse,“ aus. Ueberhaupt aber verläugnet auch nicht ein einziges von Palirsch's Gedichten die melancholische Stimmung seines Wesens, den schwärmerischen Grundton seines Charakters. Selbst durch die heiteren Lieder schimmert er, um mich der Worte des unbefangenen und geistreichen Kritikers Lumaü zu bedienen, wie ein bleicher Mondstrahl durch grünes Laubwerk. Die bedeutendste Dichtung dieses Nachlasses ist ohne Zweifel „der Meister Tod“ in sechs größeren Gesängen, die voll höchst poetischer Gedanken, aber hier und da mangelhaft in der Form sind. Das Ganze endigt mit den Worten:

„Den Tod nicht fürchten, hangen nicht am Leben,
Die Schöpfung nur erkennen in der Einheit,
Und immer nur die Einheit anzustreben
Dies ist das Ziel in seiner vollen Reinheit.
Das Ziel, das siegreich über Nacht und Grauen,
Das Ziel, das über Selbstsucht und Gemeinheit
Zum Himmel aufragt, zu dem ewigblauen,
Fest wurzelnd in dem Mutter Schooß der Erden;
Zu diesem Leuchthurm laßt empör uns schauen,
Damit wir in der Fahrt nicht irre werden.“

An diese Hauptdichtung schließt sich unter der Aufschrift: „Frühlingsreise durch Italien,“ Fragmente aus dem Tagebuche eines Enthusiasten, eine Reihe von Gedichten, in denen ebenfalls Lebensfreude und Melancholie sich mischen, manchmal auch Künstelei ihr Spiel treibt und eine Heine'sche Ironie ihre Funken sprüht, wie z. B. in den Bildern aus Verona und Venedig. Was sodann die beiden Novellen, die den zweiten Band bilden, anlangt, so tragen auch diese Palirsch's eigenthümlichen Charakter an sich. Die erste, „die jungen Herzen,“ ist etwas weitschichtig in der Darstellung. Sie schildert auf idyllische Weise das Leben einer Familie und berührt das Hoffmann'sche Element des Spukes. Dieß zeigt sich deutlich in dem Schicksal der handelnden Personen, besonders deutlich aber in der Scene, wo der Geliebte, der Geliebten gegenüber, dem Dämon „Troß“ unterliegt. Noch klarer und offener aber waltet dieses Hoffmann'sche Element in der zweiten Novelle, „Belladonna,“ deren Vorzüge eine reichere Erfindung, eine lebendige Darstellung und glückliche Charakterschilderungen sind. Wir lernen hier das Staatsleben in Florenz unter Cosmus v. Medici von seiner dunkelsten Seite kennen. Das Ganze ist ein Leichenbild, in dessen tiefe Nacht auch nicht ein einziger Lichtblick fernher hineindämmert. Alles darinnen ist Vernichtung. — Wir gedenken noch anerkennend der geschmackvollen äußeren Ausstattung des Werkes und wünschen diesem, als literarischem Vermächtniß des nicht gewöhnlichen Talentes eines deutschen Dichters, welcher, wie J. G. Seidl sich äußert, gewiß sanfter in fremder Erde läge, wenn nur ein Fünkchen der Liebe, mit welchem er an seinem Vaterlande hing, von diesem aus, wie ein tröstlicher Stern, auf sein fernes Grab hinüber sprühete, einen recht ausgedehnten Kreis von Lesern.

Adolf Bube.

Gebichte von Wilhelm Smets. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1840. (388 Seiten. 8.)

In einer Zeit, wo jede Leipziger Büchermesse ganze Schiffsladungen farbloser Makulaturwaare unter dem anmaaflichen Aushängeschild von Gedichtsammlungen feilbietet, ist es doppelt erfreulich, einem ächten Sänger zu begegnen, dessen Lieder den reichbegabten selbstständigen Geist ihres Schöpfers unwiderleglich beurlunden. Die unparteiische Kritik muß einen solchen eben so laut anerkennen, wie sie den Unberufenen aus dem geweihten Gebiete streng fortzuweisen hat, damit der Sinn für Poesie wieder lebendig werde im Volke und die wahren Dichterblüthen nicht, vom massenhaften Unkraut überwuchert, unbemerkt verwelken.

Herr Smets, ein Sohn erster Ehe der berühmten dramatischen Künstlerin Sophie Schröder, lebt als katholischer Priester in einer bedeutenden Stadt des preussischen Rheinlandes. Manche Stürme scheinen sein Lebensschiff da- und dorthin geschleudert, manche Leiden-schaften sein Herz durchwühlt zu haben, bevor er im sichern Hafen seines jetzigen Berufes anlangte, in welchem er Frieden und Genugthuung findet. Diese Bemerkungen müssen wir als nothwendig vorausschicken, weil sie den in des Verfassers Gedichten vorherrschenden Grundton erklären. Seine Anschauungsweise ist durchaus eine strengkatholische, aber dabei keine nach Außen hin verkehrend feindliche. Er ist für seinen Glauben wahrhaft begeistert und weiß das starre Dogma überall mit den Blumengewinden der Poesie zu umkleiden. Seine Dichtart, obschon aus eigener Gemüthsstiefe hervorgehend, erinnert an die liebesinnigen geistlichen Lieder mancher provenzalischen Troubadours und schwäbischen Minnesänger. Möge das folgende Sonett als Beispiel dienen.

Maria Himmelfahrt.

Als sühnend hat der Sohn am Kreuz gehangen
Sein Blut ausströmend löschte Höllengluthen,
Da mochte wohl das Herz der Hohen bluten,
Der durch die Seel' ein schneidend Schwert gegangen,

Im tiefsten Schmerz erbleichten ihre Wangen,
Doch unverwandt in Mutterliebe ruhten
Die nassen Blicke auf dem Göttlichguten,
Das Herz Gericht, Erlösung, Tod durchdrangen.

Da wanden Seraphim die Strahlenkrone
Der Himmelskönigin zum Festgeschmeide
Für sie die leidendste von allen Müttern.

Und als ihr Geist aufzog zum Gnadenthronen,
Umrauschet von der Harsenhör' Erschüttern,
Ward all ihr irdisch Leid zur ew'gen Freude.

Wir fügen noch der Zartheit des Bildes wegen ein kleines Sinngedicht aus den geistlichen Spruchreimen (Seite 38) bei.

Bescheidenheit.

Gold und Demant verborgen schliefen
In Berggeklüft und ew'ger Nacht,
Es stieg aus dunkeln Meerestiefen
Der Perlen und Korallen Pracht;
So sollst bescheiden Du verhehlen
Des Busens Schätze, still gehegt:
Es wird der Taucher einst nicht fehlen,
Der sie empor zum Lichte trägt.

Herr Smets ist aber nicht bloß ein herzinniger religiöser Sänger, er bewegt sich auch auf dem historisch-epischen Felde mit gediegener Kraft und plastischer Lebendigkeit. Besonders meisterhaft versteht er es, altdeutsche Stoffe im rührendeinfachen Ton zu halten. Wir nennen vor vielen andern Balladen Heinrich Frauenlob's Bestattung, eine der trefflichsten, die uns seit langer Zeit vorgekommen ist:

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mit sammt dem Sarge;
Er hat es wohl verdient um sie,
Ihr Lob gesungen spät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Mit eben so viel Wärme spricht sich das deutsche Gemüth des Dichters auch in vielen der Neuzeit entnommenen patriotischen Romanzen aus, z. B. in „die Fähnriche auf der Saalbrücke am 18. Oktober 1806,“ die bekanntlich durch freiwilligen Tod in den Wellen ihre Fahnen den verfolgenden Franzosen entriffen:

Und vom schweren Schafte trennen
Sie das Banner alter Art,
Gürten sich damit die Lenden
Zur beherzten Todesfahrt.
Und sie stürzen von der Brücke,
Halten hoch den heil'gen Schaft,
Und der Saale rasche Wogen
Haben sie hinweggerafft.

Nicht minder glücklich, als in Behandlung solcher epischen Stoffe, ist Herr Smets auch im kleinen lyrischen Liede, in Naturschilderungen, im Gelegenheits- und Sinngedicht. Ueberall zeigt sich Phantasie-reichtum, Empfindungstiefe, Scharfsinn, und vor allem das, was den Dichter eigentlich ausmacht, eine produktive Individualität. — Wir haben dem Herrn Verfasser dieß anerkennende Zeugniß um so unparteiischer ausgestellt, als unsere freie protestantisch-religiöse Ueberzeugung mit seiner streng-römischen Orthodoxie keinesweges sympathischen konnte.

Ernst v. Brunnow.

Ariadne. Drama in drei Abtheilungen von Friedrich Dsann. Braunschweig, Bieweg. 1840.

Das Sujet dieses Dramas kann als bekannt vorausgesetzt werden. Herr Dsann hat in der Auffassung und Durchführung sich in die Zeiten des Alterthums hineingelegt — er ist ein Klassiker von altem Schrot und Korn; antik ist die Form seiner Dichtung, antik besonders der Geist, welcher sie durchweht. Als Zeugniß mögen die Worte hier stehen, die letzten Worte Ariadne's, welche, aus der Ohnmacht erwachend, sagt:

„Wo bin ich? Athm' ich noch? War's nur ein Traum,
der mich, von dieses Lebens Fesseln frei,
von hier entrückt und in's Elysium
geführt, wo selige Ruhe mich umfangen?
wo keine Schuld den Busen mehr beengt
und frei die Seele mit Unsterblichen
in süßen Friedens Eintracht selig schwelgt.
Des Lebens Last, die uns hier schwer gedrückt,
sie bleibt zurück: der schönen Stunden nur,
die wir im Leben einst genossen, treue
Erinnerung begleitet uns dahin.
Ich dank' Euch, Götter, für den seligen Traum
der Wirklichkeit gewesen, der den Pfad
mir bahnt, den ich betreten soll, zum Lande,
zu dem die Pforten ihr mir schon geöffnet.
Die Schuld, sie bleibt zurück: die Seele fliegt
Euch zu. Die Brust ist frei, der Sinn ist klar;
ich greife freudig nach dem bessern Loos,
das mich zurückführt in der Mutter Schooß.“
u. s. w.

So giebt sich die sittliche Lebensansicht der alten Welt kund, jener Ansicht, welcher zu allen Zeiten gehuldigt worden ist. — Auch das Schlußwort ist charakteristisch, wo Eudora sagt:

„ — — — — — Es liegt
in unsrer eignen Brust ein zwiefaches
Geschick verborgen, das zum Unglück oder
zum Heil uns führt. Die Wahl ist uns gegeben:
Der Will ist frei, doch unser ist die That.“

Man erinnerte nicht diese Worte an Müllner, welcher in seiner „Schuld“ auf ähnliche Weise ein wichtiges Problem zu lösen suchte? — Noch einmal: Das alte Hellas spiegelt sich in Dsann's „Ariadne,“ welche die Verlags- handlung sehr schön ausgestattet hat.

Thuringus.

Einige neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmannes. Leipzig, Verlag und Druck von B. G. Teubner. 1841. 88 Seiten.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des angegebenen Zeitraumes! Es wird diplomatisch nachgewiesen,

„daß Sachsen an dem Bündnisse, welches Rußland und Oesterreich gegen Friedrich II. geschlossen, keinen Theil genommen hatte, und über die näheren dießfalligen Verhandlungen in Unkenntniß geblieben ist.“ Die Bestimmung Sachsen's durch Friedrich II. war demnach von seiner Seite eine bloße Sicherheitsmaßregel, von Sachsen aber keinesweges verschuldet oder hervorgerufen. Charakterisirend für zwei wichtige Staatsmänner damaliger Zeit und der damaligen Sachlage, den französischen Minister Grafen v. Bernis und den österreichischen, Grafen v. Kauniz, sind die beigegeführten, zwischen beiden gewechselten Briefe. Das in seinen Finanzen bereits tief erschütterte Frankreich hatte sich dennoch zu 12 Millionen Franks jährlicher Subsidien an Oesterreich, zur Besoldung von 4000 Mann bairischer, 6000 Mann württembergischer Truppen, so wie zur eigenen Stellung von 105000 Mann verpflichtet, wofür Oesterreich, nach der Wiedereroberung Schlesiens, von den Niederlanden die Fürstenthümer Chinay und Beaumont, die Häfen Ostende, Nieuport, Ypres, Furnes, Mons, Fort de Knoque, und eine Stunde Umgebung derselben, an Frankreich abtreten wollte. Aber schon im Laufe des 1. Kriegsjahres wurden jene Stipulationen Frankreich höchst drückend, und der Brief des französischen Ministers giebt Seite 54 flg. eine traurige Schilderung des inneren Zustandes seines Vaterlandes, wobei schon der Wunsch eines baldigen Friedens ausgesprochen wird. Die Antwort des Grafen Kauniz kann für ein diplomatisches Musterstück gelten, wobei sogar eine gewisse Herzlichkeit obwaltet; sein Zweck ist, Frankreich zur ferneren Ausdauer zu bestimmen.

Auch ein Auszug des Verhörs mit dem Verräther Mengel, „Warschau, den 25. September 1757,“ wohin er den Churfürsten begleitet und auch dort seine Verräthereien fortgesetzt hatte, ist beigegeben, Seite 5 flg. — „Er heiße Friedrich Wilhelm Mengel, sey 38 Jahre alt, der älteste Sohn des vordem in königlichen Diensten gestandenen, und vor einigen Jahren verstorbenen Hofrath und Geheimden-Referendar Mengel's; er stehe selbst bei der Geheimden-Kabinetts-Kanzlei als Kanzelift seit 17 Jahren in hiesigen königlichen Diensten, habe auch beim Antritt dieser Function den gewöhnlichen Verpflichtungseid abgelegt.“ —

Diese Broschüre enthält des Wissenswerthen und Neuen recht Vieles, und kann mit Recht als ein schätzenswerther Beitrag zur Spezialgeschichte empfohlen werden.

Allgemeine Geschichte vom Anfang historischer Kenntniß bis auf unsere Zeit. Für höhere Lehranstalten und Geschichtsfreunde bearbeitet von Dr. Karl Halm, Lehrer der Geschichte an der Thomasschule zu Leipzig. 1. Band: „Geschichte des Alterthums.“ Leipzig, Festsche Verlagsbuchhandlung. 1840. 396 Seiten.

Der Verfasser, bereits vortheilhaft bekannt durch ein, 1839 von ihm erschienenenes „Lehrbuch der Weltgeschichte für Lehrer und Schüler der unteren und mittleren Klassen gelehrter Schulen“ — bietet hier ein Lehrbuch höherer Fassung dar, wo vornämlich auf „Charakteristik der Völker, Staaten, Epochen und Perioden“ Rücksicht genommen worden. Es enthält dieser Band die Geschichten der ältesten und alten Völker bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Des Stoffes wie der Form vollkommen Meister, dazu noch ausgestattet mit einer warmen, innigen Liebe für das historische Wirken, ist es dem Verfasser gelungen, ein ansprechendes und zweckmäßiges Werk zu liefern. Besonders dankenswerth sind die Charakteristiken am Ende eines jeden Hauptabschnittes, so wie die literarischen Uebersichten, welche ebenfalls jedem Zeitraume beigelegt sind. Als Probe von der Schreibart und Darstellungsweise dieses Schriftstellers wählen wir Seite 168 die Einleitung zur 3. Periode der griechischen Geschichte, „von den Perserkriegen bis zu dem peloponesischen Kriege.“ — „Die schönste Periode der griechischen Geschichte liegt in diesem Zeitraume vor uns. Wie durch einen Zauberschlag steht Griechenland geistig und körperlich in seiner höchsten Blüthe vor uns. Eine ungeahnte Kraftäußerung wird überall sichtbar und das geistige Band, das Griechenland bindend umschlingt, erscheint fest genug, um den Riesenkampf mit einem kolossalen Reiche beginnen, bestehen, und glücklich beenden zu können. Vor allen Staaten ist es Athen, das durch Spannung aller körperlichen und geistigen Kräfte einen Glanzpunkt des Ruhmes und geistiger Größe erreicht, wie kein anderer Staat des Alterthums. In großen Männern, welche Griechenland damals erzeugte, lag die Hebelkraft zu dem Aufschwunge einer ganzen Nation. Die Ideen für Vaterland und Freiheit, der Sinn für alles Hohe und Schöne verkörpern sich gleichsam und erscheinen in ihrer Verkörperung unnachahmlich und vollendet. Der Kampf einer Handvoll kleiner Freistaaten gegen die unermesslichen Schaaren eines asiatischen Herrschers zeugt für die siegende Kraft eines freien Geistes gegen eine

physische Uebermacht. Griechenland hat in diesem Kampfe nicht bloß seine Freiheit und Eigenthümlichkeit gerettet, sondern die Freiheit und Eigenthümlichkeit des europäischen Geistes vor dem asiatischen.“ —

Die Verlagsbuchhandlung sorgte für eine gefällige Ausstattung. A. Herrmann.

Bildende Kunst.

Skizzen zu Shakespeare's dramatischen Werken. Gezeichnet, gestochen und radirt von E. S. Ruhl. Mit Erläuterungen in deutscher, englischer und französischer Sprache. Fünfte Lieferung. Kassel und Leipzig, Krieger. Quer-Fol.

Der wackere Künstler fährt rüstig in seinen Illustrationen des großen Britten fort, und giebt uns hier 11 Blätter zu einem der genialsten Lustspiele desselben: Was ihr wollt (The twelfth night or What you will), wozu noch ein 12. kommt, das gleichsam als Dedikationsblatt dienen kann, für die Huldigung an die Königin Victoria, welcher diese Series of sketches gewidmet sind. Wir erblicken auf dem ersten den Herzog der Musik lauschend, von einem seiner Kavaliere zum Tagen aufgefordert. Im zweiten befinden wir uns in Olivia's Zimmer und sehen Viola in Männerkleidung ihre Botschaft anbringen. Das dritte stellt sie uns wieder auf der Straße mit Malvolio dar, wo sie uns aber etwas zu Knabenhaft erscheint. Einer lustigen Trinkscene wohnen wir auf dem vierten bei, zu welcher die kräftige Jose Maria scheltend tritt. Dem Haushofmeister Malvolio begegnen wir in tiefer Buchstabenforschung wieder auf der fünften, von denselben komischen Gesellen belauscht. Um so lieblicher sind die Erscheinungen des sechsten, wo Olivia sich von Viola die Hand geben läßt. Kräftig tritt auf dem siebenten Antonio zwischen den burlesken Junker Andreas und die fecke Viola, als sie den Degen gegen einander ziehen wollen. In Nr. 8 wirft sich Olivia zwischen die Fechtenden in ängstlicher Besorgniß um Sebastian, und bildet dadurch eine der anziehendsten Darstellungen. Minder gut gewählt scheint die neunte, wo der Narr Sebastian bei Seite spricht. Eine heitere Doppelscene bildet auf dem zehnten Blatte der Zuspruch des Narren an Malvolio, die Entwicklung des Ganzen auf dem elften ist aber eben so reich als trefflich gruppiert.

E. S. Ruhl.